

Magazin

erwachsenenbildung.at



Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs

<https://erwachsenenbildung.at/magazin>

Trivialfehler vermeiden

Ein niedrigschwelliger Ansatz zur
Erleichterung von Wissenschafts-
kommunikation

Peer Pasternack

In der Ausgabe 52, 2024:
Wissenschaftskommunikation.
Die wechselseitige Durchdringung von Gesellschaft, Wissenschaft und Demokratie



Trivialfehler vermeiden

Ein niedrigschwelliger Ansatz zur Erleichterung von Wissenschaftskommunikation

Peer Pasternack

Zitation Pasternack, Peer (2024): Trivialfehler vermeiden. Ein niedrigschwelliger Ansatz zur Erleichterung von Wissenschaftskommunikation. In: Magazin erwachsenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs. Ausgabe 52, 2024.
Online: <https://erwachsenbildung.at/magazin/ausgabe-52>.

Schlagworte: Wissenschaftskommunikation, Hochschulen, Übersetzungsleistungen, Handlungsrelevanz, Kommunikationsstörungen



Abstract

Erwachsenenbildung und Wissenschaftskommunikation treffen auf vielen Ebenen aufeinander – etwa in der traditionellen Wissenschaftspopularisierung, im Wissenstransfer und in der sogenannten Öffentlichen Wissenschaft, d.h. der offenen Wissenschaftspraxis, in der Schritte des Forschungsprozesses möglichst frei zugänglich sind. Um eine Brücke zwischen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Feldern zu schlagen, benötigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler kommunikative Kompetenzen. Dies stellt insofern eine Herausforderung für eben jene dar, als sie in erster Linie Forschende und keine Kommunikationsprofis sind. Der Beitrag widmet sich den Möglichkeiten, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler Kommunikationsstörungen trotzdem geringhalten und kommunikative Standardsituationen routiniert werden bewältigen können. Dafür ist es insbesondere von Bedeutung, Trivialfehler zu vermeiden. (Red.)

Trivialfehler vermeiden

Ein niedrigschwelliger Ansatz zur Erleichterung von Wissenschaftskommunikation

Peer Pasternack

Wissenschaft kommuniziert in zwei Richtungen: nach innen und nach außen. Die erste ist selbstverständlich und gar nicht zu vermeiden. Denn Wissenschaft realisiert sich wesentlich in kommunikativen Prozessen, also im Austausch von Hypothesen, Thesen, Daten, Erkenntnissen und den Wegen ihres Zustandekommens, deren Kritik und Infragestellung.

All das ist gebunden an die Medien: Vortrag, Diskussion, Qualifizierungsarbeit und Publikation. Ohne diese wissenschaftliche Kommunikation („scholarly communication“) kommt die Produktion wahrheitsfähiger Aussagen, kommt also Wissenschaft nicht zustande.

Die zweite Richtung, die Kommunikation nach außen („science communication“), ist weniger selbstverständlich und lässt sich auch vermeiden, ohne dass dadurch Wissenschaft unmöglich wird. Allerdings stößt diesbezügliches Vermeidungsverhalten auf Widerstände, indem Politik und Teile der Öffentlichkeit mit zunehmender Dringlichkeit aktive Wissenschaftskommunikation einfordern. Die Wissenschaft solle das Verstehen wissenschaftlicher Prozesse und Ergebnisse ermöglichen. Wissenschaftliche Themen, Zugänge, Ergebnisse und Anliegen sollten nach außen hin so sichtbar gemacht werden, dass externe Adressatinnen und Adressaten diese als für sich relevant wahrnehmen können. Ein Ausweichverhalten ist hier zumindest auf institutioneller Ebene auch kaum noch möglich. Die Third Mission – also solche Aktivitäten einer Hochschule, die außerhochschulische Entwicklungsinteressen unterstützen, dabei die Potenziale

der Lehre oder/und Forschung nutzen, aber mehr als Lehre bzw. Forschung sind (vgl. Henke/Pasternack/Schmid 2017, S. 78) – ist mittlerweile als Hochschulaufgabe z.B. in Leistungsvereinbarungen fest verankert, ohne eine verständige wie verständliche Kommunikation jedoch nicht zu realisieren.

Zugleich stößt das Einfordern aktiver Wissenschaftskommunikation seitens Politik und Teilen der Öffentlichkeit auch auf Widerstände innerhalb der Wissenschaft. Sie sind zum einen motiviert durch Trivialisierungs- und Instrumentalisierungsbefürchtungen. Zum anderen gibt es keine entsprechenden Gratifikationssysteme. Noch im Jahr 2018 konnte Wissenschaftskommunikation zumindest im deutschsprachigen Hochschulraum „*innerhalb der üblichen akademischen Anerkennungsrituale*“ (Selke in Selke/Treibel 2018, S. 11) nicht verwertet werden. Auch kann Zeit immer nur einmal verbraucht werden, für wissenschaftliche Arbeit oder für Wissenschaftskommunikation.

Es gibt aber eine Lösung für diese Konfliktanordnung zwischen der Forderung nach (mehr) Wissenschaftskommunikation und der Vermeidung oder

Abweisung dieses Ansinnens. Sie besteht aus drei Elementen. Zum ersten kann vieles durch assistierende Kommunikationsprofessionelle erledigt werden, die dem wissenschaftlichen Personal entsprechend niedrigschwellige Angebote unterbreiten sollten. Hochschulen und Forschungsinstitute können also Assistenz organisieren, um den je individuellen Aufwand für wissenschaftskommunikative Aktivitäten zu mindern.

Zum zweiten muss gar nicht jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler ausufernde Wissenschaftskommunikation betreiben. Es wäre schon viel gewonnen, wenn sich diejenigen, deren individuelle Gestimmtheiten und Talente entsprechendes Engagement nahelegen, diesbezüglich durch das Kollegium bestärkt finden. Vermieden werden sollte in jedem Fall, sie durch – heute noch kulturell verankerte – Vorbehalte subkutan zu disqualifizieren. Das Arsenal akademischer Boshaftigkeiten („Frau Kollegin, wie ich sah, schreiben Sie jetzt für den Bahnhofsbuchhandel“) wäre hier also zu suspendieren. Das erschiene für die Wissenschaft insgesamt hilfreich, denn immerhin leisten die wissenschaftskommunikativ Engagierten etwas für die Wissenschaft, das anderen in dieser Hinsicht Entlastung verschafft. Stattdessen sollte Wissenschaftskommunikation positiv in die Beurteilung individueller wissenschaftlicher Leistungen einbezogen werden – sodass die Zeitressourcen, die dort investiert wurden, nicht negativ zu Buche schlagen, obwohl sie nicht in Forschungstätigkeit fließen konnten.

Zum dritten lässt sich eine Erfahrung aus anderen wissenschaftlichen Handlungsbereichen nutzen. Wissenschaft zu betreiben, bedeutet, eine komplexe Berufsrolle auszufüllen. Nicht für jedes Element dieser Berufsrolle sind die individuellen Talente und Fertigkeiten gleichermaßen ausgeprägt. Manche und mancher mag zwar für Forschung, weniger aber für Lehre, Administration, Drittmittelwerbung oder Personalführung begabt sein. Dann jedoch bemüht sich die betreffende Person typischerweise darum, auch in diesen Bereichen zumindest minimale Fertigkeiten auszuprägen, um die Berufsrolle ausfüllen zu

können. Warum also nicht auch für Wissenschaftskommunikation? Wer für die Kommunikation ihrer oder seiner Forschung nicht sonderlich talentiert ist, kann immerhin am Abbau von elementaren Kommunikationshemmnissen arbeiten – so wie man das in anderen Lebensbereichen, etwa der Familie, ebenfalls tut.

Der zuletzt genannte Punkt geht von zwei zentralen Annahmen aus: Zum einen kann es kein realistisches Ziel sein, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zugleich zu Expertinnen und Experten¹ ihres Faches und Wissenschaftskommunikationsprofis werden (dann brauchte es keine Kommunikationsprofis). Zum anderen aber dürfte es durchaus realistisch sein zu erreichen, dass sie typische Kommunikationsfehler in der Wissensvermittlung zu vermeiden lernen und sie den Kommunikationsherausforderungen, die in den verschiedenen Settings und Formaten der Wissenschaftskommunikation immer wieder auftreten, erfolgreich begegnen können.

Im Bereich der Erwachsenenbildung zum Beispiel treffen wir heute neben der traditionellen Wissenschaftspopularisierung, d.h. unterhaltender Bildung, auf

- Wissenstransfer: zur Realisierung von Produkt- oder/und Verfahreninnovationen, sozialen Innovationen und zur Wissensausstattung der Zivilgesellschaft; typische Formen sind Weiterbildungen und Workshops
- Öffentliche Wissenschaft: Teilhabe an wissenschaftlichem Wissen zur Gesellschaftsgestaltung und der Partizipation von Laiinnen und Laien an Forschung; z.B. Public History oder Öffentliche Soziologie
- Scitainment und Eventisierung: wissenschaftsgebundene Bildung durch Unterhaltung, die veränderte Rezeptionsgewohnheiten berücksichtigt; typische Formen sind Wissenschaftsfestivals, Lange Nacht der Wissenschaften oder Science Slam.

In all diesen Formaten informiert und kommuniziert die Wissenschaft über ihre Erkenntnisse und

¹ Der Autor vertritt ein Konzept des gemäßigten Genderns, das aus sprachästhetischen Gründen auch den gelegentlichen Verzicht auf Doppelnennungen beinhaltet. Die durchgängige Anwendung gendersensibler Sprache, wie sie hier vorgenommen wird, verantwortet nicht der Autor, sondern die Redaktion, basierend auf der Medienlinie des Magazin erwachsenenbildung.at.

kann damit Beiträge zu Problemlösungen und zur Verbesserung von Urteilsfähigkeit leisten. Das gilt jedenfalls im Gelingensfall, der wiederum einige Voraussetzungen hat. Forschungsergebnisse sind häufig nicht umstandslos „lesbar“. Sie sind daher durch Öffentlichkeit und nichtwissenschaftliche Akteurinnen und Akteure in ihrer Relevanz für konkrete Problemlösungen nur schwer einzuschätzen. Deshalb bedarf es hier Übersetzungsleistungen, die den Adressatinnen und Adressaten gerecht werden. Das erfordert dreierlei: Forschungsergebnisse müssen hinsichtlich ihrer Handlungsrelevanz aufbereitet werden. Dabei ist das Komplexitätsniveau an die gegebenen Resonanzpotenziale der Adressatinnen und Adressaten anzupassen. Schließlich muss die wissenschaftliche in eine alltagsnahe Sprache übersetzt werden, denn wissenschaftsexterne Adressatinnen und Adressaten sind mit wissenschaftlicher Kommunikation kaum erreichbar.

Kurz gesagt: Wissenschaftskommunikation muss immer von den Empfängerinnen und Empfängern her gedacht werden, denn es sind niemals die Absenderinnen und Absender, die über die Annahme von Kommunikationsangeboten bestimmen (vgl. Ronge 1996, S. 137f.). Um die Chance auf Expertise-Nutzung zu wahren, muss die Wissenschaft solche Kommunikationsangebote unterbreiten, an die die Gesellschaft insgesamt oder bestimmte Praxisfelder anschließen können. Um hier den Informationsfluss zu sichern, sind die erwähnten Übersetzungsleistungen nötig.

Bewältigung kommunikativer Standardsituationen

Nun stehen zwar, salopp gesagt, einer erfolgreichen Wissenschaftskommunikation immer zwei Dinge im Wege, zum einen die Wissenschaft, zum anderen die Kommunikation. Die Wissenschaft sucht nach wahrheitsfähigen Aussagen; in ihrer externen Kommunikation jedoch ist der Nachrichtenwert bzw. die Relevanz zentral. Beides fällt nicht umstandslos zusammen. Allerdings sind die dazwischen auftretenden typischen Kommunikationshemmnisse nicht fortwährend noch nie dagewesene Herausforderungen, sondern zu einem großen Teil kommunikative Standardsituationen.

„Standardsituationen“ ist ein Konzept aus der Fußballtrainingslehre, das bereits für die Didaktik adaptiert worden ist (siehe AFH Zürich 2008). Solche Situationen lassen sich modellieren und sind durch hohe Vorhersehbarkeit ihres Ablaufs gekennzeichnet. Das wiederum macht sie trainierbar. Für diese häufig wiederkehrenden Situationen über ein Handlungsrepertoire zu verfügen, ermöglicht es, Trivialfehler zu vermeiden. Ist man darin trainiert, Trivialfehler routiniert zu vermeiden, werden die Kräfte nicht mehr dadurch absorbiert, genau auf deren Vermeidung achten oder sie anschließend korrigieren zu müssen. Die so geschonten Kräfte und die gewonnene Zeit können dann investiert werden, um herausfordernde(re), also nichttriviale Situationen (darunter auch Kommunikationssituationen) zu bewältigen. In der Wissenschaftskommunikation gibt es zwei Standardsituationen: Komplexitätsreduktionen in der Sache und sprachliche Vereinfachungen, beide im Dienste dessen, dass außerwissenschaftliche Relevanzen wissenschaftlichen Wissens erkennbar werden.

Sachliche Komplexitätsreduktionen gelingen auf einer elementaren Stufe, wenn auf alles verzichtet wird, was nur innerwissenschaftlich relevant ist. Das betrifft etwa zwar wissenschaftlich bedeutsame, aber wissenschaftsextern häufig wenig nachvollziehbare Methodendarstellungen. Nichtwissenschaftliche Adressatinnen und Adressaten interessieren sich vornehmlich für Ergebnisse, weniger für die Details ihres Zustandekommens.

Die Lösung in Form einer Daumenregel für Vorträge lautet: nicht mehr als 90 Sekunden methodischen Erläuterungen widmen (und weiteres ggf. auf Nachfragen in der anschließenden Diskussion nachtragen). Auch Datenbombardements produzieren beim Publikum vor allem Desinteresse und Ermüdung. Stattdessen sollte gelten: Zahlen nur sparsam einsetzen und auf Stellen hinterm Komma verzichten. Von Interesse für Wissensnutzerinnen und -nutzer sind vor allem die Botschaften, die aus den Daten zu ziehen sind.

Ebenso wenig verständnisfördernd sind Auseinandersetzungen mit anderen Autorinnen und Autoren, argumentative Spitzfindigkeiten, die nur Eingeweihte verstehen, und einschüchterndes Namedropping, d.h. ein Einwerfen zahlreicher prominenter Namen

anerkannter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, dessen Funktion auch nur Insiderinnen und Insider begreifen können. Gleiches gilt für Widerlegungen konkurrierender Ansätze (Widerlegungen konkurrierender Ergebnisse aber können sehr wohl hilfreich sein) oder das Implizithalten von Argumentationsschritten, statt sie zu explizieren, weil diese sich im fachlichen Kontext von selbst verstehen (nicht aber im außerwissenschaftlichen). Die Hinnahmefähigkeit des Publikums für Komplexes lässt sich steigern, wenn die Wissenschaft nicht bereits dort unverständlich kommuniziert, wo das Erzeugen von Verständnis durchaus möglich ist. (Nur der Vollständigkeit halber: Es gibt auch Themen, bei denen die außerwissenschaftliche Kommunizierbarkeit an schwer überwindliche Grenzen stößt, wie man sich in Youtube-Videos ansehen kann, die sich an der Popularisierung quantenmechanischer oder kosmologischer Themen versuchen.) Hier fallen sich manche Forscherinnen und Forscher mitunter selbst in den Rücken: „*Auch Trivialitäten lassen sich der Unverständlichkeit annähern, wenn man sich bemüht*“, hat der Grazer Soziologe Manfred Prisching (2021, S. 255) dazu spitz angemerkt. Das betrifft vor allem die Sprache.

Zum Beispiel hat es eine durchaus eigene Ironie, dass die Wissenschaft unter dem begrifflichen Label „transdisziplinär“ Kontakt zu den Welten der Nichtwissenschaft aufzunehmen versucht. Denn dieser Begriff wird noch nicht einmal in den eigenen Reihen zweifelsfrei verstanden, geschweige denn bei den Adressatinnen und Adressaten. Definiert wird transdisziplinäre Forschung als ein integrativer Ansatz, der wissenschaftliches Wissen und praktisches Wissen zusammenführt (vgl. Schneidewind/Singer-Brodowski 2014, S. 40ff.). Nun ist aber weder das wissenschaftliche Wissen eine Disziplin noch das praktische Wissen eine andere, die dann transitorisch zu verbinden wären. Hingegen ist die Wissenschaft in Disziplinen gegliedert. Daher ist der Begriff nicht intuitiv. Die Folge: Er wird fortlaufend missverstanden, nicht zuletzt in der Wissenschaft selbst, nämlich als Sonderform oder Synonym von Inter- oder Multidisziplinarität. Um nur eines von nahezu endlos anführbaren Beispielen zu nennen: „Ein transdisziplinärer Blick auf die Gegenwart und

ihre Literatur braucht eine Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaften“ (also für interdisziplinäre Sichtachsen). So heißt es unter Verwendung des Missverständnisses in der Selbstbeschreibung der Zeitschrift „Weimarer Beiträge“.² Es schließt in diesem Fall aparterweise ein, dass hier Expertinnen und Experten für Sprache und Bedeutung sprachlicher Zeichen „transdisziplinär“ mit „multi-“ bzw. „interdisziplinär“ verwechseln. Lösen indes ließe sich die Sache leicht: Da es um die Überbrückung der Grenze zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft geht, könnte von transakademischer Kooperation und Kommunikation gesprochen werden. Das schlosse jede Verwechslungsgefahr aus.

Intern kommuniziert Wissenschaft in Fachsprachen, und zwar verschiedenen. Die jeweilige Fachsprache ist auch in der Wissenschaftskommunikation meist nicht gänzlich zu vermeiden. Das gehört zu den Zumutungen, ohne die sie nicht möglich ist. Der Umstand aber, dass sich das durchschnittliche Qualifikationsniveau der Bevölkerungen vor allem in den frühindustrialisierten Ländern seit längerem beträchtlich erhöht hat, relativiert hier einiges. Während der Corona-Pandemie ergab sich zum Beispiel eine bemerkenswert erhöhte Mathematiktoleranz der Öffentlichkeit: Exponentieller Verlauf, Sieben-Tage-Inzidenz, Hospitalisierungsrate, Übersterblichkeit oder Reproduktionszahl wurden nicht mehr überwiegend als Zumutung abgewiesen. Solche Toleranz kann zusätzlich gefördert werden, wenn das Fachsprachliche in der Wissenschaftskommunikation auf das unbedingt Nötige reduziert wird. Es geht darum, Verständnisgrenzen soweit abzubauen, dass Verstehen in der Sache noch gewährleistet ist und an der Form nicht scheitert.

Dazu kann ebenso die Fachbegriffsdichte auf ein sozialverträgliches Maß reduziert werden wie die Nutzung akademischen Jargons. Für viele Begriffe stehen alltagssprachliche Synonyme zur Verfügung (etwa für „Desiderat“ oder „Median“), die sich dann auch nutzen lassen. Plastikworte wie „Diskurs“, „hinterfragen“ oder „andiskutieren“ können praktisch immer ohne Verlust an Bedeutungsgehalt ersetzt werden, wenn lediglich Debatte, fragen

2 Nachzulesen unter: <https://weimarer-beitraege.de/ueber-die-weimarer-beitaege/>

oder besprechen gemeint sind. Gleiches gilt für Trivialformeln, die klischeehaft sind (z.B. „Synergien heben“) oder unübersehbar reale Verhältnisse verkleistern (etwa „auf Augenhöhe“, wenn es um die Kommunikation zwischen wissenschaftlichen Expertinnen und Experten und nichtwissenschaftlichen Laiinnen und Laien geht) oder die einen sachbezogenen Informationswert von Null haben („spannend“). Werden sie dennoch genutzt, kann das leicht kulturelle Distanz oder Infektion mit Reformsprech signalisieren. Beides ist nicht sehr kommunikationsfördernd.

Kulturelle Distanz können auch fremdsprachige Formulierungen aufbauen, die nur deshalb genutzt werden, weil sie schick klingen. Ein Beispiel ist „Book a Scientist“ (eine Aktion der deutschen Leibniz-Gemeinschaft). Zugleich sei aber von der Alternativformulierung „Buchen Sie eine*n Wissenschaftler*in“ abgeraten, da der Genderstern ein Phänomen minoritärer Milieus ist. Die Lösung: fremdsprachig formulieren nur dort, wo es zweifelsfrei kommunikationsfördernd ist, und ansonsten darauf verzichten, also etwa für das genannte Beispiel: „Terminbuchung: Wissenschaft“. Ebenfalls bedacht werden muss, mit welcher Wahrscheinlichkeit fachsprachlich Geläufiges auch extern so ankommt, wie es innerfachlich verstanden wird. Nehmen wir die Mitteilung „Wir haben qualitative Interviews geführt“: Sie führt bei außerwissenschaftlichen Adressatinnen und Adressaten ohne Soziologieausbildung mitunter zu der Annahme, man habe qualitätsvolle Interviews geführt, und damit zu der Frage, warum das so gespreizt betont werden müsse.

Dort aber, wo Fachbegriffe unvermeidlich sind, sollten diese erläutert werden (ohne dabei in lexikalische Ausführlichkeit abzudriften). Unter „Rationalisierung“ etwa versteht die BWL Optimierung und Effektivitätssteigerung, die Soziologie Vernunftsteigerung durch Kausalerklärungen und die Psychologie nachträgliche Sinnzuschreibung durch individuell akzeptable Gründe. Wird so etwas für ein gemischtes Publikum nicht erklärend aufgelöst, dann wird notwendigerweise anderes verstanden als gemeint ist.

Die sprachliche Gestaltung von Wissenschaftskommunikation muss auch den Unterschied von Schriftlichkeit und Mündlichkeit reflektieren, der in manchen Fächern bis heute tapfer ignoriert wird.

Geschah das früher meist aus Bequemlichkeit („wenn ich den Artikel schon geschrieben habe, kann ich ihn doch auch gleich als Vortragsmanuskript verwenden“), so geschieht es heute oft mit der Attitüde des Widerstands gegen die PowerPointisierung der Wissenschaft. Dafür, letzteres kritisch zu sehen, spricht durchaus manches, wenn auch nicht alles: Folien können beschränkt werden auf Thesen, illustrierende Abbildungen und Grafiken, deren Botschaften jeweils auf einen Blick erfassbar sind. Doch muss das, was sich durch diesen Widerstand an Aufschlussreichtum gewinnen lässt, keineswegs mit dem Verlust von Verständlichkeit erkaufte werden. Komplexe Schachtelsätze, bei denen die Zuhörerinnen und Zuhörer am Satzende schlichtweg nicht mehr wissen kann, wie, zu welchem Thema und zu welchem Zweck der Satz eigentlich einst angefangen hatte, sind kein Naturereignis: Der Neigung zu solchen Sätzen lässt sich aktiv gegenarbeiten.

Auch für Vorträge, die zum Beispiel im Rahmen der Erwachsenenbildung gehalten werden, gilt Kurt Tucholskys Diktum „Hauptsätze, Hauptsätze, Hauptsätze“ aus seinen „Ratschlägen an einen guten Redner“ (vgl. Tucholsky 1975 [1930], S. 293). Am besten ist pro Satz eine Information. Das heißt auch, im Mündlichen Formulierungen zu nutzen, die im Schriftlichen eher unbeholfen wirken würden. Ein Beispiel, das in einem schriftlichen Text akzeptabel ist: „Wir untersuchen sowohl die Bedingungen von ABC als auch die Frage, welche Folgen sich aus XYZ ergeben.“ Für den mündlichen Kommunikationsmodus aber ist es besser, so zu formulieren: „Wir bearbeiten zwei Aspekte des Problems: Zum einen untersuchen wir die Bedingungen von ABC. Zum anderen wird eine wichtige Frage beantwortet: Welche Folgen ergeben sich aus XYZ?“

Nicht zuletzt ist häufig das, was am Anfang eines Vortrags oder einer Veranstaltung steht, ein typischer Trivialfehler: entweder zu lange, d.h. überprägnante oder zu allgemeine, also wenig prägnante Titel. Hier muss die Scheu, jenseits akademischer Üblichkeiten zu formulieren, überwunden werden. Eine Überschrift muss für ein nichtwissenschaftliches Publikum nicht überexakt sein, sondern neugierweckend. Mit all dem ist angesprochen, dass die herkömmlichen Kompetenzkataloge um einen Punkt erweitert werden müssen: die Ausbildung von Kommunikationsfertigkeiten, und zwar

solchen für transakademische Kommunikation. Das ist eine Aufgabe, die in Studiengänge und wissenschaftliche Qualifizierungsphasen integriert werden muss, also in Phasen, in denen biografisch noch eine höhere Prägefähigkeit gegeben ist. Dies sollte dort umso mehr integriert werden, als es nicht allein für die Wissenschaftskommunikation im engeren Sinne nötig ist. Denn auch wer nicht in der Wissenschaft verbleibt, wird im Berufsleben und anderen gesellschaftlichen Kontexten mit Personen anderer sozialer, politischer und/oder Bildungshintergründe erfolgreich kommunizieren können müssen. Schließlich wird es kaum jemand nach dem Studienabschluss allein mit homogenen Teams, Belegschaften, Schulklassen, Geschäftspartnerinnen und Geschäftspartnern, Teilöffentlichkeiten usw. zu tun haben. Hier wächst also den Hochschulen eine Aufgabe zu. Diese ist nicht zuletzt auch ein Beitrag zur Integration polarisierter Gesellschaften.

Um dieser Aufgabe gerecht werden zu können, braucht es entsprechende Strukturen und Ausstattungen. Ansetzen ließe sich dabei aber an zwei Umständen. Zum einen gibt es mit den anwendungsorientierten Hochschuldidaktik-Bereichen an den Hochschulen bereits Expertinnen und Experten für Kommunikationsprozesse. Zum anderen sind Konzepte wie didaktische Reduktion, sokratische Methode (fragendes Lehren), genetisches Prinzip (Wissen durch das Erarbeiten der Prozesse von Wissensentstehung erschließen) oder entdeckendes Lernen auch für jegliche Formen transakademischer Kommunikation informativ und adaptierbar. Indem sich die Hochschuldidaktik zusätzlich dieses Feld der kommunikativen Ertüchtigung der Studierenden und Doktorierenden erschlosse, könnte sie einen bedeutenden Schritt hin zu ihrer Unabkömmlichkeit tun.

Fazit

Kommunikation ist dann realisiert, wenn und soweit Verstehen zustande kommt (vgl. Luhmann

1987, S. 203). Das Erzeugen des Verstehens erfordert milieuübergreifende Kommunikationsfertigkeiten, also die individuelle Verfügung über ein kommunikatives Repertoire, mit dem sich die Grenze zwischen Wissenschaft und nichtwissenschaftlichen Feldern überbrücken lässt. Da es um soziale Kommunikationen geht, sind dabei nicht allein gelingende Kommunikationen zu gestalten. Vielmehr müssen auch Störungen zwischen Absenderinnen und Absendern und Empfängerinnen und Empfängern, die zugleich potenzielle Respondentinnen und Respondenten sind, verarbeitet werden.

Oben nicht verhandelt, hier aber zumindest erwähnt werden soll, dass es dabei auch nicht auflösbare Kommunikationsstörungen geben kann. Solche kommen insbesondere dann vor, wenn Interessenlagen der Verständigung entgegenstehen. Das kann etwa in der Kommunikation mit Vertretern und Vertreterinnen „alternativer Fakten“ oder im Gespräch mit Repräsentantinnen und Repräsentanten von Partialinteressen oder in wissenschaftlicher Politikberatung der Fall sein. Dabei kommt es dann aber zumindest darauf an, anderen Kommunikationsbeteiligten die Chance zu geben, zwischen interessengebundenen Einwendungen und wissenschaftlicher Expertise informiert abwägen zu können.

Auch damit die Zahl solcher Kommunikationsstörungen innerhalb des Tolerablen bleibt, ist es sinnvoll, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zumindest befähigt werden, Trivialfehler der Wissenschaftskommunikation zu vermeiden – bzw. sie sich dazu befähigen.

So wird mit vergleichsweise geringem Einsatz viel gewonnen, indem kommunikative Standardsituationen routiniert bewältigt werden und nicht schon dort Störungen auftreten. Auf diese Weise lassen sich individuelle Ressourcen sichern, die in die Bewältigung der nichtstandardisierbaren Kommunikationssituationen investiert werden können.

Literatur

- AFH Zürich – Arbeitsstelle für Hochschuldidaktik der Universität Zürich (Hrsg.) (2008):** Standardsituationen. Die universitäre Lehre als Fussballspiel. Zürich: Universität Zürich. Online: https://cms.zhb.tu-dortmund.de/wilkesmann/fussball/_publi/Standardsituationen_Dossier.pdf [2024-05-08]
- Henke, Justus/Pasternack, Peer/Schmid, Sarah (2017):** Mission, die dritte. Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission. Berlin: BWV. Online: https://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2017-HePaSchm_Mission-die-dritte_web.pdf [2024-05-08]
- Luhmann, Niklas (1987):** Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Prisching, Manfred (2021):** Öffentliche Vorträge: Ansprüche, Probleme, Chancen. In: Selke, Stefan/Neun, Oliver/Jende, Robert/Lessenich, Stephan/Bude, Heinz (Hrsg.): Handbuch Öffentliche Soziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 253-261.
- Ronge, Volker (1996):** Politikberatung im Licht der Erkenntnisse soziologischer Verwendungsforschung. In: Vogel, Annette/Alemann, Heine (Hrsg.): Soziologische Beratung. Praxisfelder und Perspektiven. 9. Tagung für angewandte Soziologie. Opladen: Leske+Budrich, S. 135-144.
- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy (2014):** Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem. Marburg: Metropolis-Verlag.
- Selke, Stefan/Treibel, Annette (2018):** Relevanz und Dilemmata Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften. Ein Dialog über Positionen. In: Dies. (Hrsg.): Öffentliche Gesellschaftswissenschaften, Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftlicher Wandel. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 1-17.
- Tucholsky, Kurt (unt. d. Ps. Peter Panter) (1975 [1930]):** Ratschläge für einen schlechten Redner. In: Gerold-Tucholsky, Mary/Raddatz, Fritz J. (Hrsg.): Kurt Tucholsky. Gesammelte Werke in 10 Bänden, Band 8. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt, S. 290-293.



Foto: Thomas Klitzsch

Prof. Dr. Peer Pasternack

peer.pasternack@hof.uni-halle.de
<http://www.peer-pasternack.de>
+49 (0)3491 466 254

Peer Pasternack ist Sozialwissenschaftler und Zeithistoriker, Professor für Hochschulforschung und Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Universität Halle-Wittenberg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Hochschulpolitikanalyse, Hochschulorganisation, Bildung und Wissenschaft in regionalen Kontexten sowie Wissenschaftszeitgeschichte.

Avoiding Trivial Mistakes

A low-threshold approach to facilitating science communication

Abstract

Adult education and science communication meet on many levels—for example in traditional popular science, knowledge transfer and so-called open science, i.e., open scientific practice in which steps of the research process are as freely accessible as possible. To bridge the gap between scientific and nonscientific fields, scientists need communication skills. This is a challenge because they are primarily researchers and not professional communicators. The article is dedicated to ways they can keep communication problems to a minimum and manage standard communication situations in a routine manner. It is especially important to avoid careless mistakes. (Ed.)

Impressum/Offenlegung



Magazin erwachsenenbildung.at

Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs
Gefördert aus Mitteln des BMBWF
erscheint 3 x jährlich online
Online: <https://erwachsenenbildung.at/magazin>
ISSN: 1993-6818

Medieninhaber



Bundesministerium für Bildung,
Wissenschaft und Forschung
Minoritenplatz 5
A-1010 Wien



Bundesinstitut für Erwachsenenbildung
Bürglstein 1-7
A-5360 St. Wolfgang

Redaktion



CONEDU – Verein für Bildungsforschung und -medien
Keplerstraße 105/3/5
A-8020 Graz
ZVR-Zahl: 167333476

Herausgeber der Ausgabe 52, 2024

Mag. Lukas Wieselberg (ORF science.ORF.at und Ö1)
Dr. Stefan Vater (Verband Österreichischer Volkshochschulen)

Herausgeber*innen des Magazin erwachsenenbildung.at

Kmsr.ⁱⁿ Eileen Mirzabaegi, BA MA (BMBWF)
Dr. Dennis Walter (bifeb)

Fachbeirat

Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elke Gruber (Universität Graz)
Dr. Lorenz Lassnigg (Institut für Höhere Studien)
Mag. Kurt Schmid (Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft)
Mag.^a Julia Schindler (Universität Innsbruck)
Dr. Stefan Vater (Verband Österreichischer Volkshochschulen)
Mag. Lukas Wieselberg (ORF science.ORF.at und Ö1)

Redaktion

Jennifer Friedl, MA (Verein CONEDU)
Mag.^a Bianca Friesenbichler (Verein CONEDU)

Fachlektorat

Mag.^a Laura R. Rosinger (Textconsult)

Übersetzung

Übersetzungsbüro Mag.^a Andrea Kraus

Satz

Marlene Schretter – Visuelle Kommunikation,
basierend auf einem Design von Karin Klier (tür 3))) DESIGN

Website

wukonig.com

Gesamtleitung erwachsenenbildung.at

Mag. Wilfried Frei (Verein CONEDU)

Medienlinie

„Magazin erwachsenenbildung.at – Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs“ (kurz: Meb) ist ein redaktionelles Medium mit Fachbeiträgen von Autor*innen aus Forschung und Praxis sowie aus Bildungsplanung, Bildungspolitik u. Interessensvertretungen. Es richtet sich an Personen, die in der Erwachsenenbildung und verwandten Feldern tätig sind, sowie an Bildungsforscher*innen und Auszubildende. Das Meb fördert die Auseinandersetzung mit Erwachsenenbildung seitens Wissenschaft, Praxis und Bildungspolitik und spiegelt sie wider. Es unterstützt den Wissenstransfer zwischen aktueller Forschung, innovativer Projektlandschaft und variantenreicher Bildungspraxis. Jede Ausgabe widmet sich einem spezifischen Thema, das in einem Call for Papers dargelegt wird. Die von Autor*innen eingesendeten Beiträge werden dem Peer-Review eines Fachbeirats unterzogen. Redaktionelle Beiträge ergänzen die Ausgaben. Alle angenommenen Beiträge werden lektoriert und redaktionell für die Veröffentlichung aufbereitet. Namentlich ausgewiesene Inhalte entsprechen nicht zwingend der Meinung der Herausgeber*innen oder der Redaktion. Die Herausgeber*innen übernehmen keine Verantwortung für die Inhalte verlinkter Seiten und distanzieren sich insbesondere von rassistischen, sexistischen oder sonstwie diskriminierenden Äußerungen oder rechtswidrigen Inhalten solcher Quellen.

Alle Artikel und Ausgaben des Magazin erwachsenenbildung.at sind im PDF-Format unter <https://erwachsenenbildung.at/magazin> kostenlos verfügbar.

Urheberrecht und Lizenzierung

Wenn nicht anders angegeben, erscheint die Online-Version des „Magazin erwachsenenbildung.at“ ab Ausgabe 28, 2016 unter der Creative Commons Lizenz CC BY 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>).



Benutzer*innen dürfen den Inhalt zu den folgenden Bedingungen verbreiten, verteilen, wiederveröffentlichen, bearbeiten, weiterentwickeln, mixen, kompilieren und auch monetarisieren (kommerziell nutzen):

- Namensnennung und Quellenverweis. Sie müssen den Namen des/der Autor*in nennen und die Quell-URL angeben.
- Angabe von Änderungen: Im Falle einer Bearbeitung müssen Sie die vorgenommenen Änderungen angeben.
- Nennung der Lizenzbedingungen inklusive Angabe des Links zur Lizenz. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter die dieses Werk fällt, mitteilen.

Die gesetzlichen Schranken des Urheberrechts bleiben hiervon unberührt. Nähere Informationen unter <https://www.fairkom.eu/CC-at>.

Im Falle der Wiederveröffentlichung oder Bereitstellung auf Ihrer Website senden Sie bitte die URL und/oder ein Belegexemplar elektronisch an magazin@erwachsenenbildung.at oder postalisch an die angegebene Kontaktadresse.

Kontakt und Hersteller

Magazin erwachsenenbildung.at
Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs
p. A. CONEDU – Verein für Bildungsforschung und -medien
Keplerstraße 105/3/5, A-8020 Graz
magazin@erwachsenenbildung.at